



# Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 1.

Wiesbaden, den 1. Oktober 1916.

6. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Karl Schuch“ von G. Koldemanz. — „Scheidender Tag“ von G. Wägen. — „Hand in Hand“ von G. Koldemanz. — „Unterwegs“ von R. Rühl. — „Heitere Ged.“

## Zum Geleite.

Das Schöne muß man um seiner selbst willen suchen, und die Kunst muß sich selber Zweck sein, in ihren höchsten wie in ihren anspruchslosesten Werken.  
E. S. Miel.

## Karl Schuch.

Zu seinem 70. Geburtstag am 30. September.  
Von G. Koldemanz.

Als der Wiener Maler Karl Schuch am 13. September 1903 kurz vor Vollendung seines 57. Lebensjahres starb, kannten nur wenige Freunde seine Bedeutung als Maler. Schuch hatte im Beginn seines Kunstschaffens wohl die Ausstellungen besichtigt, aber die Zeit war damals noch nicht reif für die Erkenntnis dieses bedeutenden deutschen Malers. Das gleiche Schicksal hatten seine Mitkämpfer Keibl und Trübner zu erleiden. Keibl hat noch schwer um Anerkennung ringen müssen, als er sein Hauptwerk schon gemalt hatte, nur Trübner, der Keibls breite Malweise zur Vollendung führte, hat, wenn auch langsam, früher Anerkennung und Ruhm gefunden. Schuch hatte bald den Kampf um den äußeren Erfolg aufgegeben, er beschränkte sich auf sich selbst in heißem Ringen um die Meisterschaft im Handwerk, wie er sie bei den alten Meistern schätzte. Ihre bewährten Kunstmittel hat er in neuzeitlichem Sinn erneuert und ist so neben Keibl und Trübner Mitthelfer gewesen, um der deutschen Malkunst neue Bahnen zu weisen. Ein tödliches Leiden, das dem noch nicht fünfzigjährigen den Pinsel aus der Hand wand, hat verhindert, daß er noch im Besitz seiner vollen Geisteskräfte seinen Maler Ruhm erlebte.

Nach dem Tode Schuchs kam Trübner nach Wien und bestimmte die Witwe, Bilder des Verbliebenen auszustellen. Im November 1904 erregten dann bei Eduard Schulte in Berlin einige Stilleben und Interieurs des Künstlers die Aufmerksamkeit der Kenner. Im nächsten Jahr wurden neben Stilleben auch Landschaften und das treffliche Selbstbildnis Schuchs ausgestellt. Der Erfolg war durchschlagend. Einer der hervorragendsten Maler unserer Zeit war entdeckt, aus „dem Maler des Keiblkreises“ wurde — Schuch, eine neue Kunstgröße. Tschudi kaufte Werke für die Nationalgalerie, Lichtward für die Hamburger Kunsthalle. Auf der Ausstellung des Münchener Kunstvereins, konnte man auch die großen Gemälde des Meisters bewundern, und Schuch stand nun ebenbürtig neben Keibl und Trübner.

Der Künstler ist 1846 in Wien als Sohn eines wohlhabenden Kaffeehausbesitzers geboren, den er im Alter von sechs Jahren verlor. Seine große Fertigkeit im Zeichnen veranlaßte den Vormund, die Einwilligung zum Malerberuf zu geben. Der Landschaftsmaler Halaska war von 1864—1867 sein Lehrer und im nächsten Jahr begleitete der Schüler diesen auf seiner Studienreise nach Purkersdorf. Hier entstandene Arbeiten zeigen schon starke Beobachtung in Luft und Licht. Schuch verließ dann seinen Lehrer und ging nach Italien, wo er den Architekten Lang traf, der später Maler wurde und mit dem er nach Rom, Neapel und Sizilien ging. Im Herbst 1869 zog es den jungen Künstler dann nach München, wo er im Winter 1870/71 Trübner kennen lernte. Bei einem Studienausflug nach dem Walchensee wurde er mit Keibl bekannt und trat dann dem Keiblkreis näher, zu dem damals Thoma, Hirt, Alt, Haider, Sperl, Schider und Sattler gehörten. Keibl mit seiner Fähigkeit, die Natur zu erfassen, wurde Schuchs Vorbild. Trübners starkes koloristisches Können führte ihn auf die Bahn, die Farbengebung stark zu betonen und sein Pinsel fand einen Kolorismus von unerhörtem Edelsteinglanz und fließenden Conturen. Er sah die Wirklichkeit im Prangen der schönen Farbe, die er mit altwienerischer Kultur verschmolz. So wurde er der größte Stillebenmaler unserer Zeit, dessen Werke in vollendeten Farbenakkorden aus Licht und Ton abgestimmt sind. Dieser Münchener Zeit entstammen die beiden Bilder der Berliner Nationalgalerie „Hummerstilleben“ und „Apfelstilleben“.

Im Winter 1872/73 traf sich Schuch mit Trübner in Venedig und besuchte darauf Rom und Neapel. Im Sommer 1873 ging er an den Hintersee, wo er Landschaftsstudien schuf, die er wie Stilleben in einer breiten und weichen Technik malte. Ein prächtiges Bild dieser Zeit ist das „Gasthaus in Ramsau“, in dem der Künstler wohnte. Hier trat Schuch auch dem Maler Karl Hagemeyer näher, mit dem ihn später innige Freundschaft ver-

knüpfte. Hagemeister verdanken wir die treffliche Schuch-Biographie, die durch den Abdruck von Briefen Schuchs an den Freund dokumentarischen Wert hat. Im Herbst ging Schuch dann mit Hagemeister über Wien und Dresden nach Brüssel, von wo sie Weihnachten einen Abstecker nach Holland machten. Die Bilder van der Meers in Amsterdam wurden eine Offenbarung für Schuch, doch die alten Meister stärkten nur die Aufrichtigkeit des Strebens nach Wahrheit bei dem Künstler. Er hat niemals seinen Meister zum unmittelbaren Vorbild genommen. Im Sommer 1874 ging Schuch mit Trübner nach Rügen, dem Bayrischen Wald und dem Chiemsee, im Frühling 1875 nach Italien, wo er in Olevano Ansichten der Ortschaft und der dortigen Casa Baldi in prächtiger Formschönheit malte. 1876 verließ Schuch München und richtete sich dicht am Canal grande in Venedig mit Hagemeister ein Atelier ein. Hier hat Schuch seine meisterhaften großen Stilleben geschaffen. „Die Trödelbude“ (Kgl. Gemäldegalerie, Dresden), das „Große Küchenstilleben“ (Staatsgalerie, Wien), „Das Mattofstilleben“ (Galerie Schmeil, Dresden). Der Figurenmalerei und dem Bildnis entsagte Schuch in Venedig, er malte neben dem Stilleben nur Architekturen und Landschaften.

Hagemeister war inzwischen nach seiner Heimat Werder a. d. Havel zurückgekehrt und hier hat Schuch während dreier Sommer seinen venetianischen Aufenthalt unterbrochen, um in dem benachbarten Ferch am Schwilowsee und in Kähnsdorf bei Beelitz in der Mark Landschaften zu malen. Diese Werke sind von feinstem Naturgefühl erfüllt, Havelkähne und Fischerboote stehen im Rahmen der schlichten Flußlandschaften. Schuch hat hier lange vor Leistikow die herbe und doch reizvolle Schönheit märkischer Wälder und Seen künstlerisch vertieft.

Im Frühjahr 1882 verließ Schuch Venedig und verbrachte den Sommer und Herbst wieder am Hintersee, wo besonders im folgenden Jahr ganz hervorragende Gebirgslandschaften und Waldinterieure entstanden. Im Herbst 1882 siedelte der Künstler nach Paris über, wo in der ersten Zeit wieder Hagemeister sein Gefährte war. Mit dem Impressionismus hat sich Schuch nur theoretisch beschäftigt, Manets Naturalismus schützte es vom künstlerischen Standpunkt, aber sein eigenes Ziel blieb, die Farbe zu „beseelen“. Nur das Bild seines Pariser Ateliers ist impressionistisch angehaucht. Eher ist ein Einfluß Courbets in den Gebirgslandschaften von Saut de Doubs zu verspüren, die während der Pariser Zeit entstanden. Er heiratete 1886 eine Pariserin und verlebte seitdem die Sommermonate in der Schweiz. Ende der achtziger Jahre wurde seine Technik nervöser und zerrissener und doch haben gerade diese letzten Arbeiten in ihrer Gladrigkeit etwas Geniales. 1891 begann der Zusammenbruch, 1894 siedelte Schuch nach Wien über, drei Jahre später kam er in ein Sanatorium und 1903 erlag er seinem Leiden. In der Anstalt hat ihn Trübner einst besucht, um ihn zu ermutigen. Doch des Künstlers Energie war dahin und nur ein Aufblähen seines Geistes ließ ihn im Fieberwahn ausrufen: „Ich bin der größte Künstler Wiens“. Welch hochbegabter Geist mit diesem großen Maler dahingegangen ist, beweisen seine Briefe an den Freund Hagemeister. Sie stehen in einer Linie mit den Bekenntnissen von Stauffer-Bern und van Gogh.

Neben dem trefflichen Selbstbildnis des Künstlers in der Wiener Staatsgalerie ist das leider unvollendete, von der Hand Wilhelm Leibls bemerkenswert, der ihn mit Schlapphut, die Virginia zwischen den Lippen, gemalt hat. Das von Freund Trübner gemalte Bildnis hängt in der Berliner Nationalgalerie und ein von Hirth du Frènes gemaltes in der Münchener Pinakothek.



## Scheidender Tag.

Von Hans Gäsien, Wiesbaden.  
Der Abend atmet wie ein Kind,  
Dem Träume hold beschieden sind.  
Die Kluren ruhen tagesmüd;  
Ein Wollenschiff an Westen zieht.  
Geh Weilen in das Abendgold,  
... einem Hafen wunderbar.  
So mag wohl jener Hafen sein?  
Kein Kind, mein Kind nicht fragen, nein!  
Nur lauschend in die Weite schauen,  
Dem linden Wind dein Leid vertrauen.  
Still träumen wie der dunkle Wald:  
Mein Kind, mein Kind, die Nacht kommt bald.



## Hand in Hand.

Von Hans Natonek.

Casper Mohr ging während der kurzen Fahrt zum Heimathafen wie verloren auf dem deutschen Wachtschiff herum. Seine Augen, die tief in ihren Höhlen lagen, hatten einen fiebernden Glanz. Oft stieß er einen leisen Pfiff zwischen den Zähnen hervor und rief Namen ins Leere hinein: Peter Rathje, Klaus Witt oder Werner Boyen — am häufigsten aber nannte er den Namen Peter Rathje — und lauschte dann, lauschte in das gleichmäßige Rauschen des Kielwassers und in das leise Säusen des Windes in den Rahen.

Man ließ Casper Mohr gewähren und sah aus der Ferne mitleidig zu, wie er einsam auf Deck stand und Zwiegespräche mit Menschen hielt, die längst auf der Tiefe des Meeresgrundes schlummerten.

Das Wachtschiff hatte Caspar Mohr, Maat auf dem Kleinen Kreuzer X., auf der Planke eines zertrümmerten Bootes aus dem Meere gefischt. Wie lange er auf den Wellen getrieben hatte, konnte er nicht sagen. Der Kleine Kreuzer, von einer feindlichen Uebermacht überrascht, war durch einen Treffer in die Steueranlage manövrierunfähig geworden und nach einem qualvoll langen, furchtbaren Eisenhagel in die Luft geslogen. Casper Mohr hatte seine Kameraden — manche waren bereits dem Feuer der Geschosse erlegen oder lagen schwer wund unten im Lazaretttraum — rettungslos in die Tiefe sinken sehen. Nur vor ihm hatte das Schicksal ausgebogen. Als einziger Ueberlebender, als der Letzte der Heldenschar des Kleinen Kreuzers fuhr Caspar Mohr jetzt dem heimatischen Strand entgegen.

Als Casper festen Boden betrat, schwankte er so heftig, daß zwei Seelente ihn führen mußten, wie einen Trunkenen. So ging er ans Land und in die Stadt hinein. Und immer wandelte er wie in einer unendlichen Einsamkeit und ihm war, als gehörte er eigentlich gar nicht mehr in das Leben, durch das er wie ein Abgeschiedener schlich.

Man glaubte, Casper Mohr würde, fern dem Meere und seinem Anblick entzogen, gesunden und seine frühere Lebenskraft wiedergewinnen. Ja, vielleicht hoffte Mohr es selbst. Aber bald mußte er einsehen, wie trügerisch diese Hoffnung war. Das Meer hielt ihn fest; mit offenen Augen sah er das unendliche Glitzern der lichtüberprühten Wasserfläche, und in schweren Träumen war es ihm, als stiege er aus ihr empor, als einziger, während rings um ihn alle in die gurgelnde Tiefe eines Wirbels versanken.

Nein, fern seinem Meere, seinem großen, furchtbaren, herrlichen Meere konnte er nicht gesund werden. So nahm er denn Abschied von dem Erholungsheim, wo die grübelnden Tage und die träumeschweren Nächte ihm zur Qual geworden waren und reiste küstwärts.

Er fuhr nach seinem Heimort in Nordschleswig, obgleich er auch dort keine vertraute Seele besaß, an die er sich hätte schmiegen können. Und sein grenzenloses

Alleinsein folgte ihm mit. Als er wieder die Dünung der Nordsee an den weißen Strand spülen sah, ruhig und gleichmäßig bewegt, wie ein sanfter Atem, da warf sich Casper Mohr weinend in den Sand, und aus den heranrollenden Schaumkämmen schienen ihm die Hände seiner Kameraden grüßend zu winken . . .

Stundenlang konnte er dranken auf dem Meere still in einem Boote liegen. Aber das Gefühl der Leere ringsum, die quälenden Träume und eine krankhafte Unruhe wollten nicht von ihm weichen. Noch immer lagen seine Augen tief und waren seltsam gezeichnet von dem Entsehlischen, das seinen Geist umkrallt hielt. Und nachts schrie es in ihm auf, mitten aus dem Schlaf: Warum, warum gerade ich allein — —

Die Untätigkeit bedrückte ihn. Er fühlte, wie seine Tage nutzlos verstrichen, und wußte, daß sein Platz an Bord eines gepanzerten, grauen Schiffes war, mit der stolzen, wehenden Flagge, und daß er nicht Schollen und Flundern fangen würde, wenn — ja wenn er eben nicht krank wäre . . .

Eines Tages erinnerte sich Casper Mohr, daß in dem benachbarten Hafensstädtchen die Familie seines liebsten Kameraden Peter Rathje lebte, der mit dem Kreuzer in die Tiefe gesunken war. Er beschloß die Leute aufzusuchen, Rathjes alte Eltern und eine Schar von Geschwistern empfingen Casper mit inniger Freude. Es war ihnen wie ein warmer Hauch, wie eine lebendige Botschaft von dem Hingeshiedenen, und die alten Leute konnten gar nicht oft genug Caspers Hände drücken, die Kinder scharten und drängten sich um ihn und blickten mit leuchtenden Augen zu ihm empor. Und dann mußte er erzählen, Wichtiges und Wichtiges, und immer wieder von neuem beginnen und bis ins Kleinste das Tun und Treiben seines Freundes vor den Lauschenden abschildern, bis es war, als sähe Peter Rathje leibhaftig in ihrer Mitte . . .

Casper fühlte sich gleich heimisch unter den stillen Menschen, die ihr Geschick mit so viel Demut und Ergebung trugen. Auch tat es ihm unendlich wohl, von seinem Lieblingskameraden Peter zu erzählen, an dem er mit der ganzen Hingabe eines, der einsam im Leben dasteht, gehangen hatte. Und so blieb Casper Mohr den Tag und auch noch den nächsten bei Rathjes. Der alte Onkel Klaus in seinem Heimatort, ein frosttauber, menschenfeindlicher Achtziger, der einzige Angehörige, den Casper besaß, würde ihn ja nicht vermissen. Und noch etwas hielt ihn zurück (und das mochte wohl das Stärkste sein): das war Rathjes Ahtzahnjährige, ein blondes, gerten-schlankes Mädel, aus dem ihn Peters trauerherzige Augen so lieb, so ganz anders lieb, und eigen ansahen, daß es Casper ganz glücklich überließ.

Wie ganz anders lag das Meer da, wenn er, Hand in Hand mit Minna, auf das unendliche Wogenflimmern hinausblühte. Keine geheimen Stimmen und schreckvollen Gestalten rosten sich mehr aus den gischtigen Wellenkämmen empor. Nicht mehr fühlte er sich so grenzenlos einsam in der Welt, nicht mehr lastete quälend das Bewußtsein auf ihm, der Einzige zu sein, den das Schicksal in jener Höllennacht an den Lebensstrand geschleudert hatte; und er peinigte sich auch nicht mehr selbst mit der starren Frage: warum, warum gerade mich . . . Aus Minnas Wesen strahlte ihm stumme, beredete Antwort entgegen . . .

In kraßvollem, frischen Blau, das mit dem vom Meere widerstrahlten Sommerhimmel wetteifert, leuchten seine Augen scharf und kühn, und sind wieder blanke, junge Seemanns-Augen wie je. Und eines Tages tritt er vor die Familie Rathje, sagt Adjüs, küßt seine Braut auf Mund und Wangen, geht und stellt sich, an Geist und Körper gesund, der Marinebehörde zur Verfügung.

Alle dunklen Gewalten des Vergangenen sind von ihm abgefallen. Er weiß, sein Schicksal wird von dem heißen Gebet eines jungen, süßen Mädels liebend umschlossen; das macht ihn so stark und so jubelnd glücklich, wie noch nie. Und mit dem Vollampf der Kraft und Hoffnung stürmt Casper Mohr in neuen Kampf hinaus.

## Untermwegs.

Von Kurt Kähler (Landsturmmann).

### Auf der Landstraße.

Ich ging über eine weiße Landstraße, die nach Laon führte. Im taubenarauen Dunst der Ferne erhob sich der Hügel, der Stadt und Festung trug. Die Kathedrale auf dem Gipfel war wie eine Schattenkrone.

Die Landstraße war leer und staubig und strahlte in der Sonne. Die Pappeln standen reglos in der unbewegten Luft, mit Blättern, die wie Silber leuchteten. Mit einem Male, während ich dahinschritt, sah ich an der Seite der Straße etwas Dunkles im weißen Staub. Ich blühte mich und hob ein Täschchen auf: es war das leberne Brustbeutelchen eines deutschen Soldaten, hart mitgenommen vom Bettex, mit zer-rissenen Bändern, verschmutzt und verstaubt. Sechshundvierzig Pfennig waren darin und ein Zettel mit einem unleserlich gewordenen Namen.

Wie lange lag dieses Beutelchen verloren im Staub der französischen Erde?

Ich dachte an die Tage, an denen die grauen Bogen der deutschen Heerkscharen über die Landstraßen der Picardie dem fliehenden Feind nachzogen, ich sah den Staub der unter den rastlos marschierenden Stiefeln aufwirbelte und weithin über die Wiesen wogte, und ich hörte die Rieder, die rauschend über die Pappeln hinweg zum Himmel empor flogen . . .

Wo ist der fröhliche, foralole Soldat, der diesen Brustbeutel verlor? Weint in Deutschland eine Mutter um ihn?

Ich blieb lange mitten auf der Landstraße stehen, das verstaubte Ledertäschchen in der Hand und sah im Rauch der Ferne die ragende Festung Laon, über deren Zitadelle die deutsche Fahne wehte.

### Die Kämpfer von Verdun.

Ich kam durch ein französisches Dorf: darin lagen Truppen aus der Front in Aufstellung. Es war Zapfenstreich vorbei und in den Gassen war es still.

Jedoch aus einem Haus, aus einer Stube zu ebener Erde, wogte Singen und Klängen. Ich schaute durchs Fenster und sah in der von Kerzen matt erhellten Stube viele Soldaten. Sie tranken Apfelwein aus Tassen, Rannen und Kochgeschirren, sangen und lacheten, und eine merkwürdige Pavelle spielte tolle Melodien. Einer spielte auf einer verbeulten Rundharmonika. Ein zweiter hatte eine Bratsche, die behand aus einem langen Fichtenknüppel, einer leeren Konfervenbüchse als Resonanzboden und zwei darüber hingewandten Saiten aus Telephon-dräht. Mit einem Stück Holz, das wie eine Säge ausgezackt war, holte er kirrende Töne aus seinem genialen Instrument. Der dritte hatte eine große Schweinsblase straff über den Hobtramm einer umfangreichen Meschüssel gespannt und durch ein Loch mitten in der Haut einen dicken Strick gezogen. Wenn er an diesem Strick zwifte, gab es einen dumpfen, brummenden Laut. Es war, zusammen mit dem Gesang der Leute, eine mörderische Musik. Aber sie beleuerte Fröhlichkeit und Ausgelassenheit.

Als sie einen Augenblick still waren und tranken, fragte ich durchs Fenster:

„Woher kommt ihr denn, Kameraden?“

Da schauten sie alle auf, und es war einen Augenblick lang eine schwere Stille. Einige starrten vor sich hin, mit zusammengezogenen Brauen. Und einer, der mit der Bratsche, sagte mit tiefem Atemzug:

„Wir kommen von Verdun!“

Er sah mich noch eine Weile mit weitgeöffneten, verlorenen Augen an, als hörte er den Sturm der Hörner und das höllische Brüllen der Kanonen . . . Dann strich er entschlossen mit seinem ausgezackten Stück Holz über die kirrend schwingenden Telephon-drähte seiner Bratsche: der mit der verstimmt Harmonika legte tapfer los, und die Bußfömmel begleitete mit dumpfem Paß.

Und alle sangen wieder, und heiß wogte die Fröhlichkeit über die Stürmer von Verdun.

Sie kamen aus dem Tod und spürten wieder den Jubel des Lebens.

### Jeanette und die Blumen.

Vor meinem Quartier in einem Dorf an der Thone ging oftmals ein französisches Mädel vorbei. Sehr hübsch, sehr dunkel, mit großen, glänzenden Augen. Das war Jeanette. Wir nickten einander zu und lächelten uns an, wenn sie vorüberkam.

Eines Morgens hatte sie eine wunderschöne, mohrrote Nelke im Gürtel. „Guten Tag, Jeannette,“ rief ich fröhlich. „Was ist denn das für eine schöne Blume?“

Jeannette neigte den Kopf auf die Schulter, machte ein weißes Bäddchen blitzen. „Ich weiß es nicht!“ „Wie?“ rief ich erstaunt. „du weißt nicht, was das für eine Blume ist?“

Jeannette kam heran, schüttelte den Kopf und lachte. Ihre ernsthaftes und nachdenkliches Gesicht und grübelte angestrengt. „Nein,“ sagte sie endlich. „Es will mir nicht in den Kopf kommen.“

Verblüfft holte ich mein Taschenlexikon. Ein Dorfmadel und kennt eine Nelke nicht bei Namen! Und während ich fleißig blätterte, streichelte Jeannette mit sanften Fingern ihre Blume und sagte in entzückender Sorglosigkeit: „Sie ist schön... es ist doch gleichgültig, was sie für einen Namen hat!“ Da fand ich die Vokabel: *Nœillet* — die Nelke. Sie nickte gleichmütig: „Ach ja, natürlich eine Nelke!“

Weiß Gott, Jeannette hatte recht. Gottes Blumen duften und blühen, was kümmern wir uns um Namen! Aber gleichwohl verläumte ich nicht, der unwissenden Jeannette Unterricht in der Blumentunde zu geben. Wir gingen ins Feld und pflückten einen Strauß Rohnblumen, Margueriten, Wicken, Kornraden und Butterblumen, die der Franzose so wunderschön „Goldknäuschen“ nennt. Und als wir später am Aker-rain friedlich nebeneinander saßen, da hatte sie es in der deutschen Blumentunde schon so weit gebracht, daß sie eine Margerite nahm, die schmalen, weißen Blättchen vom gelben Blütenboden zupfte und mit großem Ernst sagte: „Er lieben mich... von Erzen... mit Schmerzen... klein wenig... gar nicht...“

#### Ausschrei.

Auf einem Gutshof, nicht weit von der Ferre, stand neben einem Böttich eine Frau, ein alt und kummervoll aussehendes Weib, und schauerte ihre Milchgefäße. Die Sonne fiel aus blauem Himmel, unter den reglosen, schimmernden Eschen und Birken standen Wohnhaus, Scheune und Stall-schuppen im dürrigen Schatten. Der Hund schlief an der Kette. Außer der geschäftigen Frau war kein Mensch zu sehen. „Hier wohnt der Friede,“ dachte ich, „zehn Meilen hinter der Front!“ Ich bat die Frau um einen Trunk. Sie war erschrocken, als sie die deutsche Uniform sah, dann nickte sie ergeben, ging ins Haus und kam mit einer Schüssel Milch zurück. Während ich trank, sah sie mich aufmerksam an, und als ich die Schüssel absetzte, sagte sie langsam, mit einer elend trostlosen Stimme:

„O, Monsieur, wald' ein Unglück dieser Krieg!“ Und dann, ganz unvermittelt, laut und heftig, fast im Ton einer zornigen Auflage, rief sie: „Mein Mann und meine beiden Söhne sind seit zwanzig Monaten im Krieg... ich habe nichts mehr von ihnen gehört... sie sind tot... sie sind tot!“ Sie sank in die Knie, mitten in ihre blanken Milchgefäße hinein, und wimmerte und klagte: „Alle drei, sie sind tot...“

Ich versuchte, ergriffen und erschrocken, ihr Trost zu geben. Ich sagte, daß der Friede kommen würde, wenn erst die Engländer, unsere Feinde, und in Wirklichkeit auch die Feinde der Franzosen, eingesehen hätten, daß aller weiterer Kampf nutzlos sei.

Da nahm die jammernde Frau die Hände vom Gesicht und richtete sich auf. Sie sah mich eine Weile starr an. Dann begriff sie. Ein flackerndes Licht kam in ihre Augen, der Mund bog sich im Dah nach unten, sie reckte die mageren Arme steil zum Himmel und schüttelte die Häute und schrie mit einer fürchterlich gellenden Stimme, daß ich meinte, die Wipfel der Eschen und Birken erzittern zu sehen:

„O ces maudits Anglais!“ (O, diese verwünschten Engländer!)

Wir grante vor dem Born, der in der Stimme dieses französischen Weibes lobte; mir war, als hörte ich den Schrei eines gequälten Volkes.

Der Hund fuhr aus seinem Schlaf, zerrte an der Kette und bellte mich wütend an.



#### Heitere Ecke.

Die Türken haben eine Fabel, die viel Wahrheit in sich birgt. Als eine Frau einen Spaziergang machte, blickte sie ein Mann scharf an und folgte ihr dann in respektvoller Entfernung. Die Frau blieb stehen und wartete auf ihn. „Warum,“ fragte sie, „folgst du mir?“ — „Weil ich mich in dich verliebt habe,“ antwortete er. — „Warum das?“ versetzte die Frau. „Meine Schwester, die hinter mir kommt, ist viel hübscher als ich. Gehe und verliebe dich in sie.“ — Der Mann wandte sich um und sah eine höchst unansehnliche Frau. Sehr ungehalten lehrte er um und sprach: „Warum hast du die Unwahrheit gesprochen?“ — „Weil auch du sie gesprochen hast,“ antwortete die Frau. „Denn wenn du in mich verliebt warst, warum hast du dich dann nach einer anderen Frau umgedreht?“

Joseph war von dem Ehemanne beauftragt worden, das Bild rechts anzuhängen, während die Gattin die linke Seite für den richtigen Platz hielt. Aber der Gatte bestand auf seiner Meinung, und Joseph schlug daher einen Haken in die Wand zur Rechten. Dies getan, schlug er einen anderen in die linke Wand. „Wozu soll der zweite Haken dienen,“ fragte sein Herr erstaunt. — „Das soll mir,“ war Joseph's freundliche Antwort, „die Mühe ersparen, morgen die Leiter hereinzuschleppen, wenn Sie sich zu der Ansicht der gnädigen Frau bekehrt haben werden.“

Frau A.: „Ich höre, Ihrem Schwager geht es so schlecht.“ — Frau B.: „Ach, der hat noch ein Jahr zu gut.“ — Frau A.: „So lange noch?“ — Frau B.: „Ja, er hat vier verschiedene Ärzte gehabt, und jeder hat ihm drei Monate noch zu leben gegeben.“

„Ich verstehe nicht, warum Mütter nie bei ihren Kindern Fehler sehen können,“ sagte Frau Schmitz zu Frau Müller. — „Meinen Sie denn, daß Sie's können?“ fragte Frau Müller. — „Ich würde es in einer Minute, wenn meine Kinder welche hätten.“

Frau Kurz: „Ach, Hänschen, bist du auf dem Wege nach Hause? Deine Mutter hat den ganzen Nachmittag nach dir gesucht.“ — Hänschen: „Ja, gnädige Frau, ich weiß.“ — Frau Kurz: „Denk' doch nur, wie sie in Sorge sein muß.“ — Hänschen: „O, ihre Sorge ist nun bald vorüber, und meine läßt an.“

Der Leiter einer Sonntagsschule bemühte sich, den sommerlichen Zusammenkünften eine größere Anziehungskraft zu geben. An einem sehr warmen Sonntag im August wurde Limonade gereicht. Am Ende der Stunde teilte der Leiter mit, daß Bettel verteilt werden würden, und daß es den Schülern gestattet sei, Vorschläge zu machen, auf welche Weise sich die Zusammenkünfte noch anziehungskräftiger gestalten lassen. Ein Junge schrieb: „Lun Sie mehr Zucker in die Limonade.“

Vor kurzem traf die Puppe der kleinen Barbara ein Unfall. Die Puppe, Titi mit Namen, wurde daher zu einem Laden geschickt, wo chirurgische Einriffe an verwundeten Puppen vorgenommen werden. Als der Tag kam, wo sie als geheilt entlassen werden sollte, erhielt Barbara die Erlaubnis, hinzugehen und sie zu holen. Barbara stand auf den Zehenspitzen vor dem Ladentisch und fragte, ob ihre Puppe repariert sei. — „Ich glaube ja,“ antwortete das Fräulein hinter dem Ladentisch und durchwühlte einen Haufen Puppen auf einer Vort. „Aber ich fürchte, ich weiß nicht genau, welche es ist in diesem Haufen.“ — „O Sie können sie leicht finden,“ sagte Barbara zuversichtlich. „Sie heißt Titi.“

Ein Musiker schrieb einmal, daß, wenn er die „Elektra“ von Strauß höre oder seine „Symphonie Domestica,“ er immer an den alten schottischen Dudelsackpfeifer erinnert werde, der sagte: „Ach, da ist ein Abend, den ich nie vergessen werde. Wir waren da neunzehn Pfeifer außer mir, alle in einem winzigen kleinen Zimmer und alle verschiedene Melodien spielend. Ich dachte, ich wäre im Himmel!“

Ein Arzt machte besonders gute Erfahrungen mit einem gewissen Mineralwasser und verschaffte demselben durch seine eifrige Empfehlung eine wohlverdiente Berühmtheit. Der Arzt tat dies zum Wohle der Menschheit und erwartete nichts dafür. Da erhielt er zu seinem Erstaunen eines Morgens einen Brief von der Brunnenverwaltung, der besagte, daß seine Empfehlungen von so großem Nutzen gewesen seien, daß wir uns erlaubten, Ihnen hundert —.“ Hier war die Seite zu Ende. „Das geht aber nicht,“ sagte der Doktor; „es ist ja sehr liebenswürdig, aber ich kann nicht daran denken, irgend etwas anzunehmen.“ Nun wandte er das Blatt um und fand den Schluß des Satzes, der lautete: „unserer Zirkulare zur Verteilung zu übersenden.“

Ihre Mutter: „Kind, hast du wohl mal Angst, deinen Mann um Geld zu bitten?“ — Die junge Frau: „Nein, Mama, das nicht, aber er scheint eine ziemliche Angst zu haben, mir etwas zu geben.“